

Auf einer solchen paß- und kreditbrieffreien Sommerfahrt kam ich auch einmal nach Überlingen. Damals schaute das Städtchen, vom Bahnhof abgesehen, noch genau so aus wie vor 500 Jahren, als es so bedeutend war, daß es einen der großen Schweizer Kriege um die Toggenburger Erbschaft als Rechtsfinder schlichtete. Die Giebel seiner Häuser blickten mit blanken Fensteraugen zu mir herab, die ein paar Dutzend Menschenalter schon gespiegelt hatten. Ich ließ mich von ihrem Hochmut nicht abschrecken, drang bis in die innersten Kellereingeweide dieser Hausburgen ein und kostete den Saft, der in der bergenden Hut felsverwachsenen Gemäuers seit tausend Jahren, als die ersten Mönche hier ihre Klosterstätten erbauten, von Herbst zu Herbst erneuert gärt und reift.

Ich ließ meine Frau nachkommen, denn ich verliebte mich. Zu dieser Verliebtheit brauchte ich meine Frau, denn meine Leidenschaft galt einem Hause, das über allen anderen herrlich gelagert war, beschützt von einem aus dem alten Stadtgraben aufragenden Turm, selbst rückseitig thronend auf dieser mächtigen Mauer. Ich habe ein paar Tage hindurch halbe Stunden lang bis zur Ankunft meiner Frau wie ein schüchterner Schulbub vor dem eisernen, undurchsichtigen Tor gestanden, das den Zugang zu diesem Schloß meiner Sehnsucht deckte. Aus dem Tor kam manchmal eine alte Frau heraus, vornübergebeugt, auf einen Krückstock gestützt. Sie war stets von einem Hunde begleitet, einer Hundeseele aus vielen Rassen gemischt, aber nur die guten hatte er sich ausgewählt. Er konnte lachen wie ein Mensch. Ich habe niemals vorher noch später ein Tier derart lächeln gesehen. Aber die alte Dame war nicht so freundlich wie er. Hart stach ihr Blick, abweisend, beinahe mörderisch.

Ich traf unten im „Hecht“, wo ich trotz aufschließenden Weins meine Absichten auf das Haus streng geheim hielt, einen Freund, der gerade eine Schlafkur zur Erneuerung seiner Nerven machte. Er legte seine Wachstunden gewöhnlich auf den Abend. Zwischen dem sechzehnten und siebzehnten Viertel, bevor der „Heimbringer“ geholt wurde, nahm ich ihn vorsichtig aus. Was wußte er von dem verwunschenen und erwünschten Haus dort oben über der Mauer neben dem großen Turm?

Ich hatte vornehm gewählt. Es war ein alter Deutschherrensitz, eine kleine Filiale der Mainau in reichsstädtischer Zeit, dann Nonnenkloster, verstaatlicht und schließlich von einem amerikanischen Maler gekauft worden, einem Phantasten, den die Bergestiefe dieser Keller, die Dohlenluft seines Turmes und das sein Künstlerrauge bindende Maß seiner dreistöckigen Fensterflucht ebenso angepackt hatte und nicht mehr losließ wie mich. Was war aus diesem Maler geworden? Ja — er hatte jedenfalls nach seinem Einzug in St. Michael — so hieß das Haus nach dem Schutzpatron seiner Gründer und Ritter — nicht mehr gemalt. Er saß in der Tiefe seines Kellers oder auf der Spitze seines Turmes und schlürfte den Atem des Bodensees in vielerlei Gestalt, als Luft oder Wein. Und auf der Sohle des Turmes — nun begann zum erstenmal meine Rückenrauh wie ein Reibeisen zu werden — spielte ein Sohn, der ohne Verstand war,